



Schreibt über die Zufälligkeit der menschlichen Existenz: Romanautorin Jenny Erpenbeck. ISOLDE OHLBAUM / LAIF

## Wie es der Zufall will

Jenny Erpenbecks berührender Roman «Aller Tage Abend»

**Sibylle Birrer** · Die erste Seite könnte zugleich die letzte sein: Im Jahr 1902 stirbt ein Säugling den plötzlichen Kindstod; in ihrer Trauer scheitern dessen Vater und Mutter aneinander. Doch das tote Mädchen ist die Protagonistin des Romans. Nicht der Verlust steht im Zentrum, sondern vielmehr die Möglichkeit, was aus dem Leben hätte werden können – und damit nichts Geringeres als die Zufälligkeit der menschlichen Existenz in ihrer persönlichen und politischen Gegenwart.

### Ein Panoptikum der Existenz

Vom Schicksal oder göttlichen Plan spricht die Religion, von der «Geworfenheit des Menschen» ins Leben hingegen der Philosoph Martin Heidegger, der mit dem Mädchen, rein historisch, ein Stück Zeitgenossenschaft teilt. Oder zumindest hätte teilen können. Denn die Lebensgeschichte des Kindes und der späteren Frau ist reine Fiktion: ein Spiel der Möglichkeiten, wie es die Literatur in ihrer besten Ausprägung zulässt – unaufgeregt, aber umso eindringlicher, vermeintlich lapidar, jedoch mit grosser Tiefenschärfe, angeführt an der Lebensgeschichte einer einzigen Person, doch weitwinklig mit Blick auf die grossen Themen eines ganzen Jahrhunderts.

Seit ihrem Debüt mit «Die Geschichte vom alten Kind» (1999) hat sich Jenny Erpenbeck, 1967 in Ostberlin geboren, kontinuierlich als eine der interessantesten Stimmen ihrer Generation verlaufen lassen. Bereits in ihrem Roman «Heimsuchung» (2008) zeigte sie auf gekonnte Weise, wie selbstverständlich und zugleich raffiniert konstruiert sie individuelle Erfahrung und Zeitgeschehen ineinander zu verweben versteht.

In ihrem neusten Roman «Aller Tage Abend» entrollt Jenny Erpenbeck nun ein Panoptikum der menschlichen Existenz – das sich paradoxerweise wie unter dem Brennglas präsentiert: Das namenlose, halbjudische Mädchen, das noch im ersten Altersjahr im fernen Galizien stirbt, trägt in sich bereits die Geschichte seiner Eltern und Grosseltern. Und diese Geschichte ist nicht nur eine der Traditionen und der Brüche damit, sondern auch diejenige des abendländischen Antisemitismus, der im Jahrhundert, das neu begonnen hat, seine brutalste Ausprägung finden wird. Doch noch mehr als der Blick zurück interessiert die Autorin der mögliche Weg nach vorn – und wie alles, hätte sich der Augenblick nur um ein Detail verschoben, sich abgespielt hätte, sich hätte entwickeln können. Das Leben? Eine zufällige Komposition aus Möglichkeiten.

Literarisch wählt Jenny Erpenbeck dafür ein so einfaches wie effektives Konstruktionsprinzip: Sie unterteilt ihren Roman in fünf «Bücher», die chronologisch das Leben der Protagonistin weiter erzählen – wäre dem Wuchs des Lebens zufälligerweise gerade eine andere Verästelung widerfahren. Und um die Zufälligkeit zu unterstreichen, nennt sie die kleinen, alles verändernden Übergänge «Intermezzi». Ein Zwischenspiel mit lapidarer

Variation im Konditionalis – das jedoch einem Menschenleben einen ganz anderen finalen Verlauf beschert: «Hätte aber zum Beispiel die Mutter oder der Vater in der Nacht das Fenster aufgerissen, hätte eine Handvoll Schnee vom Fensterbrett gerafft und dem Kind unters Hemd gesteckt, dann hätte das Kind vielleicht plötzlich wieder angefangen zu atmen, vielleicht auch zu schreien, jedenfalls hätte sein Herz wieder angefangen zu schlagen, seine Haut wäre wieder warm geworden, und der Schnee auf seiner Brust geschmolzen.» So heisst es im ersten Intermezzo, mit dem der tote Säugling aus Galizien ins Leben zurückgeholt wird, um sich dann als junge Frau 1920 im ausgehungerten Nachkriegs-Wien nicht zurechtzufinden.

Im 20. Jahrhundert ist nach dem grossen Krieg vor dem grossen Krieg – umso mehr spiegelt sich im Leben der Protagonistin, fast «en passant», sowohl die Geschichte eines gewalttätigen Jahrhunderts wie auch die Abfolge der totalitären Systeme: Derweil ihre Familie unauffällig im Holocaust verschwindet, ist die junge Frau im dritten Buch zur literarisch aktiven Kommunistin H. geworden, die in den 1930er Jahren zwar noch rechtzeitig Österreich verlässt, um dann aber in Moskau vergeblich um Duldung anzufragen. Als Höhepunkt der Zufalls-Bizarrie wird sie zur Zeit der stalinistischen Schauprozesse Opfer der nach Kontingenten verordneten Verhaftungen und stirbt dieses Mal in einem sowjetischen Arbeitslager.

Und die Alternativen dazu? Ihr Personendossier wandert zum Zeitpunkt der Observation durch die Hände der gleichen Politfunktionäre, landet aber auf dem anderen Aktenstapel, demjenigen der Nicht-zu-Verhaftenden – und die Genossin H. wird in der Folge zur gefeierten DDR-Autorin. Hätte sich ein unglücklicher Treppensturz in den 1950er Jahren vermeiden lassen, stürbe sie nach der Wende als greise Frau Hoffmann in einem deutsch-deutschen Altersheim.

### Intimität und Distanz

So einfach das Erzählmuster in «Aller Tage Abend» letztlich ist, so überraschend bleibt bis zum Schluss der Kunstgriff der wiederholten Wiederbelebung. Und so lustvoll der freie Lauf der Phantasie am Beispiel eines Lebens eigentlich wäre, so streng auferlegt sich Jenny Erpenbeck nicht nur die Durchwirkung der verschiedenen «Bücher» mit wiederkehrenden Objekten und Motiven, sondern stellt sich der waghalsigen Herausforderung, das Sterben ihrer Protagonistin fünf Mal in Worte zu fassen. Und sie reüssiert. Ohne Larmoyanz, Melodramatik oder Exaltiertheit. Aber mit der ganz eigenwilligen Mischung aus Intimität und Distanz im Umgang mit ihrer Figur – ein vermeintlicher Widerspruch, der sich in «Aller Tage Abend» auf berührende und zuweilen auch aufwühlende Weise meisterlich zusammenfügt.

Jenny Erpenbeck: Aller Tage Abend. Roman. Knaus-Verlag, München.

## Ändere dich gefälligt!

Miriam Gebhardts Geschichte des deutschen Feminismus

**Andrea Roedig** · Das Problem mit Alice Schwarzer ist, dass man nicht über sie schweigen kann. Die prominenteste Frauenrechtlerin der Gegenwart fungiert schon lange als Synonym für Feminismus. Durch konsequente Selbstvermarktung in den letzten vierzig Jahren sei sie zum alles verschlingenden Markennamen geworden, urteilt die Historikerin und Journalistin Miriam Gebhardt in «Alice im Niemandsland»; ähnlich wie «Tempo» für Papiertaschentücher stehe «Schwarzer» für Feminismus – und das sei ein Verhängnis.

Das Buch beginnt wie eine grosse Abrechnung zum anstehenden siebzigsten Geburtstag Schwarzers im Dezember. Gebhardt attestiert der deutschen Frauenbewegung Rückständigkeit, Theorieferne, Verknöcherung und macht nicht zuletzt Alice Schwarzers Personalpolitik für all dies verantwortlich. In keinem anderen Land der Welt habe sich eine einzige Protagonistin derart prominent durchsetzen können, weshalb sich die öffentliche Debatte in Deutschland, abgespalten von den differenzierteren akademischen Diskursen, immer noch an Schwarzer und einem rückständigen Bild des Feminismus abarbeite.

Teil des Dilemmas sei auch die Geschichtsvergessenheit, die Ignoranz gegenüber dem Erbe einer Moderne, die die Frauenrechtsbewegung von Beginn an unter zwei einander widersprechende Prinzipien gestellt habe: Gleichheit oder Differenz. Gebhardt verfolgt die Opposition des Imperativs des Gleichheitsfeminismus: «Ändere dich gefälligt!» und desjenigen des Differenzfeminismus: «Werde, der du bist!» wie zwei rote Fäden durch die Geschichte der Bewegung (nicht nur in Deutschland). Der Widerspruch markiere die Pionierinnen Olympe de Gouges (1748–1793) und Mary Wollstonecraft (1759–1797) ebenso wie das sozialistische und das bürgerliche Lager der ersten Frauenbewegung und reiche bis in die Gegenwart.

In einem historischen Abriss erläutert Gebhardt auch, wie es in der Frauenbewegung zum Ausschluss der Männer kam; sie geht auf Spezifika der deutschen Familienpolitik und ihres Einflusses auf die Frauenbewegung ein und fügt eine Analyse der biografischen Selbstinszenierungen Alice Schwarzers und ihres «apokalyptischen» «Opferfeminismus» an, der strikt dem «Ändere dich gefälligt!»-Imperativ der Gleichheit verhaftet bleibe und damit den Geist der Zeit nicht mehr treffe. Die Forderung, der Feminismus solle mit einer Stimme sprechen, sei utopisch und nicht zielführend, meint Gebhardt, denn zu keinem Zeitpunkt ihrer Geschichte sei die Frauenbewegung einheitlich gewesen. Aus ihrer Selbstblockade befreien könne sie sich jedoch nur, wenn sie dem Dilemma des Gegensatzes der beiden Imperative entkomme und Vielstimmigkeit zulasse: «Der Feminismus

### LITERATUR UND KUNST

- Johann Ludwig Burckhardt alias Scheich Ibrahim – Entdecker von Petra
- Das Wüstenwunder der Nabatäer in Basel
- Der Mann, der die Sprachen der Welt verlernt – Plädoyer für das Befremdliche von Martin R. Dean
- Regionaler Städtebau als Antwort auf die komplexen neuen Verstädterungsprozesse

Am Samstag in der NZZ

[muss] das Recht von Mädchen und Frauen verteidigen, sich emanzipieren zu wollen, genauso wie ihr Recht, sich nicht emanzipieren zu wollen.»

Gebhardts Buch liest sich flüssig, interessant und kompetent, sofern man das ärgerliche erste Kapitel überspringt. Die darin verabreichte empörte Tirade über den zerrütteten Zustand des deutschen Feminismus wirkt wie aufgepfropft, als habe der Verlag der Autorin abverlangt, zwecks besserer Vermarktbarkeit noch eine scharfe Polemik voranzustellen. In dieser Hinsicht geht «Alice im Niemandsland» genau in die Falle der inkriminierten reflexhaften Medienlogik und bestätigt die eigene These: Ja, es schadet dem Feminismus, wenn er öffentlich immer nur unter der Trademark «Schwarzer» auftreten darf.

Miriam Gebhardt: Alice im Niemandsland. Wie die deutsche Frauenbewegung die Frauen verlor. Deutsche Verlagsanstalt, München 2012. 350 S., Fr. 28.40.

## HINWEISE AUF BÜCHER

### Schweizer Philosophinnen

**rti** · Auch wenn die Philosophie in der Schweiz bis anhin «wenig Konjunktur» gehabt haben sollte, wie Annemarie Pieper behauptet, gilt dasselbe für Schweizer Philosophinnen nicht notwendigerweise. Schon im Jahre 1898 wurde in Bern mit Anna Tarmarkin die erste Philosophin habilitiert, und mit Jeanne Hersch lehrte ab 1956 in Genf eine wahre Schweizer *public intellectual*. Für die Sammlung von Porträts Schweizer Philosophinnen, in der oben zitiertes Vorwort figuriert, wählte die Herausgeberin Bernadette Straessle freilich keinen historischen Ansatz. Ihr war und ist an Schweizer Philosophinnen der Gegenwart gelegen. Aus Gesprächen mit deren zwölf, die bald innerhalb, bald ausserhalb des akademischen Betriebs tätig sind, hat sie ein Portfeuille von Biografien zusammengestellt. Dabei hat Straessle die Gesprächsaufzeichnungen als Monologe arrangiert. Die Authentizität des gesprochenen Worts wird zu bewahren versucht, der Lesekomfort nicht durch den bruchartigen Charakter eines Interviews gestört. Die manchmal ins Anekdotische gehenden Lebenserzählungen bieten eine leichte, nicht von akademischer Gelehrsamkeit überfrachtete Lektüre, die zugleich Zeugnis von den vielen Gesichtern der Philosophie gibt. Diese erscheint nämlich nicht nur als ein akademisches Fach, sondern auch als eine Art, auf die Dinge, das Leben, die Welt zuzugehen.

Bernadette Straessle: Freude am Denken. Philosophinnen im Gespräch. Edition Signatur, Dozwil 2012. 188 S., Fr. 29.40.

### Baufgabe «Ledigenheim»

**gde** · Das Ideal des «neuen Menschen», der als Kosmopolit Grenzen überwindet und den Grundsatz «Freiheit und Gleichheit» lebt, war eine weltanschauliche Voraussetzung dafür, dass in der Weimarer Republik moderne Ledigenheime entstanden, die dem unabhängigen Single-Dasein den Weg ebneten. Schlagartig fand die Entwicklung der fortschrittlichen Wohnform nach der Machtergreifung Hitlers und dem Beginn faschistischer Familienpolitik ein Ende. Die Jahre 1914 bis 1931 wählte Markus Eisen zum Schwerpunkt seiner Studien zur Entstehung des modernen Ledigenheimes und vertieft die Thematik unter dem Aspekt von Architektur sowie von urbanem und gesellschaftspolitischen Wandel. Auf welche Weise diese Bauaufgabe in der Weimarer Republik ausgestaltet wurde, wie sich darüber hinausgehend Kritik in den eigenen Reihen formierte – so von Adolf Behne an Bruno Tauts Expressionismus –, zeichnet Eisen kenntnisreich

nach. Ausführlich dokumentiert der Autor Wohnheimkonzepte der Weimarer Zeit und wirft ein Licht auf die Deutsche Bauausstellung Berlin, die 1931 noch einmal Lösungen der demokratisch ausgerichteten Baumoderne propagierte, bevor die braunen Horden das Unrechtsregime errichteten. Angesichts der aufschlussreichen Durchdringung der Thematik und der Fülle an Quellenmaterial irritiert der Buchtitel «Vom Ledigenheim zum Boardinghouse». Denn die englische Bezeichnung «Boardinghouse» fand im deutschen Sprachraum für den Bautypus moderner Wohnheime kaum Verwendung und erinnert eher an traditionelle Logierhäuser der angelsächsischen Welt.

Markus Eisen: Vom Ledigenheim zum Boardinghouse. Bautypologie und Gesellschaftstheorie bis zum Ende der Weimarer Republik. Studien zur Architektur der Moderne und industriellen Gestaltung. Bd. 1. Gebr.-Mann-Verlag, Berlin 2012. 380 S., 350 Abb., Fr. 78.90.

### «Gesäuberter» grosser Strom

**LL** · Der Roman «Der grosse Strom» des koreanischen Autors Kim Namcheon (1911–1953), 1939, also vor der Teilung Koreas, erschienen, 1947 ins Tschechische und erst jetzt ins Deutsche übersetzt, gehört zu den Überraschungen, welche die koreanische Literatur bereiten kann. Erzählt wird in der Form eines auktorialen Familien- und Gesellschaftsromans die Geschichte der Familie Pak, des Vaters, seiner Söhne, seiner Ehefrau und seiner Konkubine – und der Magd Sagne, die zu den grossen, bewegenden Gestalten der koreanischen Literatur gehört, spätestens, als sie nach dem Scheitern der Liebe zu dem reüssierenden Sohn Hyeonggeol in den grossen Strom geht. Der Vater mit seiner Leidenschaft für Geldgeschäfte und das Horten seiner Schätze ist eine Figur von Balzac'schen Konturen. Die europäischen Familienromane, von Thomas Mann, John Galsworthy, Roger Martin du Gard, Michail Scholochow (mit seinem in der Originalität bestrittenen, «geklonten») Roman «Der stille Don»), gehören neben jenen der grossen Russen des 19. Jahrhunderts zu den Referenzgrössen, aber auch Akutagawa Ryunosukes Flussgeschichten – trotz der Allergie gegen die japanischen Kolonialherren. Tragisch auch das Ende Kim Namcheons. Selber Mitglied der KP Südkoreas, 1947 in den Norden übergesiedelt, wurde Kim bei einer der üblichen «Säuberungen» als «bourgeois Element» angeklagt und 1953 hingerichtet.

Kim Namcheon: Der grosse Strom. Roman. Deutsche Übersetzung von Jung Youngsun und Herbert Jaumann. Iudicium-Verlag, München 2012. 263 S., Fr. 39.90.